



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

An der Wende der Zeiten

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93949)

Fünfter Teil

Wandlungen in der Arbeits- und Wirtschaftsweise

An der Wende der Zeiten

1. *Kleine Ursachen — große Wirkungen*
2. *Die Letzte — eine Erzählung*
3. *Von der Zukunft des Verkehrs — ein Dichterwettstreit*

Ein kulturgeschichtlicher Guckkasten

1. *Wir lassen uns in die Kindheit der Feuermaschine zurückversetzen*
2. *Wir nehmen an einem Wettkampf zweier Dampfpflüge teil*
3. *Wir sehen den Bauern beim Dreschen zu*
4. *Wir wohnen Velocipedrennen und gefährlichen Prüffahrten bei*
5. *Wir erleben einen wichtigen Wandel in einer optischen Werkstatt*
6. *Wir halten die Schirmparade ab*

Der Einfluß des Wandels auf die Berufswahl

1. *Zwei Szenen aus dem Metzgergewerbe*
2. *Wie ein Schuh entsteht: in der Werkstatt und in der Fabrik*
3. *Maurer und Betonbauer*
4. *Zweimal Schmieden*

Stehen wir in einem neuen Wandel?

1. *Walzenstraße einst und jetzt („Automation“)*
2. *Calder Hall in Betrieb („Atomenergie“)*

An der Wende der Zeiten

1. Kleine Ursachen — große Wirkungen

(Von der Handarbeit über die Manufaktur zur Fabrikation)

Seit langem schon war die Stadt Bolton — nicht weit von Manchester — ein Hauptplatz für Baumwollmanufakturen; flandrische Einwanderer hatten sie dorthin gebracht.

In einer Straße dieser Stadt gab es um die Mitte des 18. Jahrhunderts einen Keller, über dem ein Schild verkündete: „Kommt zu dem unterirdischen Barbier Richard Arkwright; er rasiert Euch für einen Penny!“ Der arme Teufel tat's so billig, um sich Kundschaft zu erwerben, wobei es ihm gleichgültig war, daß alle anderen Barbieri der Stadt über eine so billige Konkurrenz empört waren. Es war wohl auch zu billig, um dabei auf einen grünen Zweig zu kommen. Eines schönen Tages war er verschwunden.

Aber der Flüchtling war, was man einen gewiegten Jungen nennt, und auch noch jung genug, um im Lebenskampf nicht gleich unterzugehen. Damals trug

man Perücken, und solche anzufertigen, war eines der lohnendsten Geschäfte für die Barbieri, so daß manche sich bloß noch „Perückenmacher“ nannten. Diesen Übergang vollzog unser gescheiter Barbier mit großer Behendigkeit und geschäftlichem Eifer. Er wanderte zunächst durch das Land, um Haar zu den Perücken aufzukaufen, begab sich mit Vorliebe auf die Märkte, um dort die Bauernmägde zu beschwatzen, ihm für ein paar Schillinge ihre langen Flechten auszuliefern. Und damit sie schneller wieder wüchsen, gab er ihnen ein selbstgebrautes Haarwasser mit in den Kauf. Bei solchem Handeln und Wandeln fand er auch ein Mädchen, dem er nicht nur das Haar, sondern auch das Herz abgewann, und gründete mit ihr einen kleinen bescheidenen Haushalt.

Es wäre nun wohl alles soweit gut gewesen, wenn Arkwright nicht einen unwiderstehlichen *Hang zum Erfinden* gehabt hätte. Dergleichen lag damals in der Luft. Gelehrte und ungelehrte Köpfe quälten sich zwar nicht mehr mit dem Abenteuer des Goldmachens ab, aber sie wollten das Perpetuum mobile, ein Ding also, das sich dauernd aus sich selbst bewegt, finden, was bekanntlich bis heute nicht gelungen ist. Auch Arkwright behauptete, dem auf der Spur zu sein. In Wahrheit aber beschäftigte er sich in aller Stille mit dem Problem, *den Spinnvorgang zu mechanisieren*. Wozu hatte er in einem Mittelpunkt der Baumwollmanufaktur gelebt? Waren nicht seine Kunden Schafzüchter und Weber, Spinner und Stoffhändler gewesen? Da gab es bald nichts mehr in der Textilbranche, das er nicht zum mindesten vom Hörensagen kannte. Er witterte gerade hier ungeahnte Möglichkeiten. Erst in seinen Tagen begannen sich die ungeheuren Menschenverluste, die der 30 jährige Krieg über Europa gebracht hatte, auszugleichen. Kleidermangel war die Folge der Bevölkerungszunahme; dieser konnte nur durch schneller arbeitende Textilmaschinen beseitigt werden. Deshalb wandte Arkwright jede freie Stunde und jeden Pfennig an seinen *mechanischen Spinnstuhl*.

Jedes Mal, wenn er etwas Technisches ergrübelt hatte, das seinem Vorhaben dienen konnte, eilte er in die Werkstatt eines Uhrmachers, dessen Geschicklichkeit er auf seinen „Zopffahrten“ schätzen gelernt hatte; ihm verdankte er auch die Kenntnisse aus der Mechanik, die zum Bau seiner „eisernen Sklaven“ nötig waren.

Es hat sich oft in der Geschichte wiederholt: allgemein empfundene Bedürfnisse setzen den menschlichen Geist in Bewegung, der sie dann zu befriedigen sucht. Meist sind es mehrere, die gleichzeitig von derselben Idee erfüllt sind und an ihrer Verwirklichung arbeiten. So war es um 1500 im Buchdruck um Gutenberg gewesen, und rund 250 Jahre später mühten sich in drei englischen Städten Erfinder an der Verbesserung ihrer Spinnmaschinenmodelle.

Als Arkwright das seine in einem Raum der Stadtschule öffentlich ausstellte, rotteten sich alsbald die Spinner und Spinnerinnen in der Befürchtung, arbeitslos zu werden, bedrohlich um das Schulgebäude zusammen. Schleunigst packte er alles ein und tauchte in einer größeren Stadt unter, wo er die geldliche Unterstützung zweier Kaufleute fand; einer von ihnen hatte schon mit der Herstellung eines Strumpfwirkerstuhls Erfolg gehabt. Sie ließen nun

eine große *Spinnmaschine* ausführen, die ein gutes Baumwollgarn verschiedener Stärke je nach Einstellung lieferte. 1769 erhielt er sein erstes Patent darauf, übrigens in demselben Jahr, in dem James Watt sich seine Dampfmaschine patentieren ließ; gerade rechtzeitig, möchte man sagen, damit Arkwright nicht mehr — wie anfangs — Pferde im Göpel benötigte, auch nicht auf ein Wasserrad als Antrieb länger angewiesen war.

Seitdem die Spindeln in der Arkwrightschen Maschine, von Dampfkraft beflügelt, sich gleichmäßiger und vor allem geschwinder drehten, war die Voraussetzung für *fabrikmäßiges Fertigen* im großen gegeben. Eine Fabrik nach der anderen entstand. Der englische König setzte ehrenhalber vor den Namen des ehemaligen Barbiers das adelnde Wörtchen Sir; Sir Richard konnte nun doch wenigstens seine letzten Jahre in Ansehen und Reichtum verleben.

Aber — so wird mancher nachdenkliche Leser fragen — was soll mit den Bergen gesponnenen Garns werden, wenn es nicht in dem gleichen Tempo *verwebt* werden kann? Handarbeit und Fabrikherstellung in demselben Fertigungsprozeß vertragen sich schlecht! Auch dafür hat dieses erfindungsreiche Jahrzehnt gesorgt. Wieder findet wie beim Spinnen so auch beim Weben ein Außenseiter die entscheidende Lösung; doch statt eines Barbiers ist es dies Mal ein Arzt gewesen. Der Zufall hat es jedoch gefügt, daß sein Name an den des Vorgängers merkwürdig anklingt. CARTWRIGHT heißt er.

Ebenso seltsam ist es, was ihn zu seinem Vorsatz bewogen hat. Damals machte „Der mechanische Schachspieler“ viel von sich reden; sein Konstrukteur, ein ungarischer Baron, führte ihn in allen Weltstädten vor. Dabei setzte sein Wunderkind in der Regel die tüchtigsten Spielgegner matt. Dr. Cartwright, schon immer technisch interessiert, fuhr nach London, um sich persönlich zu überzeugen. Je mehr er das automatische Kunstwerk in der Gestalt eines turbangeschmückten Türken bestaunte, um so weniger konnte er sich von dem bohrenden Gedanken befreien, warum so viel Nachdenken und technische Kunstfertigkeit auf einen im Grunde überflüssigen Mechanismus vertan sei, so lange *der mechanische Webstuhl* — ein unabweisbares Erfordernis des technischen Fortschritts — noch ausstand. Und so setzte er sich mit aller Energie dahinter, jenen Fehlgriff des Erfindergeistes zu berichtigen. Es war sicher gut, daß man damals die Schachspielmaschine noch nicht als einen ausgemachten Schwindel erkannt hatte, (der hervorragendste polnische Schachspieler, klein von Statur und ohne Beine, saß in dem Gehäuse!) sonst hätte vielleicht des Engländers verbissener Wetteifer zu früh nachgelassen. So aber gelang ihm ein automatisch arbeitender Webstuhl, der anfangs 800 mal, später 3000 mal so viel leistete wie ein fleißiger Handweber.

Gegen *diese Dreiheit*: die mechanischen Spindeln Arkwrights und die automatischen Webstühle Cartwrights — gekoppelt mit J. Watts Dampfmaschine — blieben alle Maschinenstürmer machtlos. Die Entwicklung von der Heim- und Handarbeit über die Manufaktur zur Fabrikation in einer mächtig aufblühenden Textilindustrie war nicht mehr aufzuhalten.

2. Die Letzte

Der berühmte rheinische Erzähler WILHELM SCHMIDTBONN hat gern „die Uferleute“ seiner Heimat in den Mittelpunkt seiner Geschichten gestellt; die Mühseligen und Beladenen haben es ihm immer besonders angetan. Das werden wir sicher auch beim Lesen der folgenden Erzählung empfinden. Schon ihr Titel hat etwas von Untergangsstimmung an sich. „Die Letzte“ ihres Berufs unterliegt in tapferem, aber auf die Dauer aussichtslosem Kampfe der neuen Zeit, der „Dampfestollen“ (Vgl. S. 150, 152, 155!)

Er ist 1953 in Bonn gestorben. Den Namen seiner Heimatstadt hat er als Schriftsteller dem Familiennamen angehängt. Eins seiner besten Theaterstücke hieß bezeichnenderweise: Mutter Landstraße.

Jeden Tag war die Frau auf der Landstraße zu sehen. Einen Tag kam sie aus dem Hinterland und ging der Stadt zu, den nächsten Tag kam sie aus der Stadt und ging dem Hinterland zu, und den dritten Tag verfolgte sie wieder das Ziel des ersten. Die Leute in den drei Dörfern am Rheintal selber noch Kinder waren und mit bloßen Füßen am Wiesenrand saßen. Jetzt waren sie grauhaarig geworden und trugen die Rücken krumm — — — und die Frau ging und kam immer noch wie damals.

Immer noch wie damals ging sie neben ihrem Karren her, der auch noch derselbe war, und auf dem sie Kisten und Säcke und einzelne Möbelstücke aufgeladen hatte. Sie setzte immer noch die Knie unter dem blauen Rock weit vor wie ein Mann, obwohl sie nur klein von Gestalt war, knallte mit der Peitsche in der Luft, blies den Rauch aus ihrer Pfeife von sich, und immer noch klopfte sie dem Pferd, dessen Hufe auf dem festen, weißen Boden der Straße klangen, auf den Hals und sprach mit ihm wie mit einem Menschen. Was das Pferd betrifft, so hatte sich da allerdings etwas geändert: früher war es ein Schimmel, jetzt aber war es ein starkes braunes Tier, das kurze dicke Beine hatte und dessen Brust, von vorne gesehen, so breit war, daß der Wagen nur wenig zu beiden Seiten herausah. Aber auch dieser Gaul ging schon ein wenig steif vor Alter.

Wenn sie vorbei war, sagten die Leute: „Die es nit zo verdrieve¹⁾ — — wenn ons²⁾ Kinder jrau Haor han, dann lööf sie emmer noch eröm³⁾.“

Eines Tages kündigte sich etwas Neues an: es kamen Scharen von Arbeitern mit Hacken und Schaufeln, schütteten einen Damm auf, der neben der Straße herlief, sie verließ und wieder zurückkehrte, und legten über den Damm hin endlose eiserne Schienen. Die Arbeiter riefen hinter der Frau her: „Jetzt bes du die längste Zick met dinger Karr he vürbei jetrocke⁴⁾ — — jetzt komme wir!“

Die Frau lachte und knallte mit ihrer Peitsche, ohne sich umzudrehen. Und als eines Tages wirklich die schnaubende Maschine den langen Zug von eisernen Wagen hinter sich her den Berg hinaufzog und dann schnell durch die Äcker herbeikam: da schlug die Frau wieder mit der Peitsche, aber diesmal nicht in die Luft, sondern auf den Rücken des Pferdes. Und das Pferd hob die Hufe schneller, die Räder des Wagens drehten sich flinker — — aber siehe: ehe die Frau noch Zeit hatte, sich nach dem Kommenden umzudrehen, da war

¹⁾ vertreiben ²⁾ unsere ³⁾ läuft — herum ⁴⁾ Jetzt bist du die längste Zeit mit deiner Karre hier vorbei gezogen.

er schon da, erfüllte die Luft mit seinem Lärm und seinem schwarzen Rauch, war schon vorüber, wurde kleiner und war verschwunden. Die Leute auf dem Feld lachten und schwenkten mit den Mützen: „Dat waor't letzte Maol, jetz küt⁵⁾ sie nit mieh widder“.

Die Frau hielt das Pferd an, streichelte es, ließ es langsamer gehen, ging nebenher mit gesenktem Kopf, als sei sie müde. Aber plötzlich knallte sie mit der Peitsche, schritt wieder freier aus — — und am nächsten Tag sah man sie wieder zur Stadt hin, am übernächsten von der Stadt her wandern, rüstig und mutig wie vorher. — —

Daß die Anzahl der Kisten und Säcke, die sie selber mit ihren eckigen Armen auflud, nur noch halb so groß war, weil ihr die Bahn die andere Hälfte wegnahm, und daß diese Anzahl immer noch kleiner wurde, schien sie nicht zu berühren. Sie benutzte diesen Umstand nicht einmal, um sich nur selber auf den Wagen zu setzen und fahren zu lassen — — — nach wie vor ging sie zu Fuß nebenher, wie aus Freude an dieser gewohnten Bewegung. Nie sah sie nach dem Zug, wenn er an ihr vorüberknatterte, sondern hielt den Kopf steif in der Richtung nach vorne, blies kräftiger den Rauch ihrer Pfeife von sich und sprach mit dem Pferd, das die Nüstern blähte. Niemand außer dem Pferd verstand ihre Worte, aber es war doch aus der Art, wie sie, gehend, den Arm mit der Peitsche hin und her bewegte, wie sie die Schuhe fester aufsetzte, wie ihre Augen heller unter dem braunen, vorstehenden Stirnknochen hervorbrannten, zu entnehmen, daß sie nicht gewillt war, den Kampf mit der Lokomotive aufzugeben.

So kam der Winter.

Sie stand an einem Abend vor dem letzten Wirtshaus der Stadt, damit beschäftigt, die Sachen auf ihren Wagen — — eine Bettlade, Tisch und Stühle, die für ein Brautpaar bestimmt waren, das morgen Hochzeit halten sollte — — — mit Stricken zusammenzubinden und mit Segeltuch zu bedecken.

Der Wirt sah zum Himmel hinauf. „Et jitt⁶⁾ Schnie.“

„Wat mäht⁷⁾ dat?“ sagte die Frau, ohne den Kopf zu heben, und nahm dem Pferd die Decke ab.

„Fahrt morje fröh — — blievt die Naach he⁸⁾.“

„Nä — — ech han et versproche — — die Saache mösse hüt Aovend do sen.“ Sie stopfte ihre Pfeife, zündete sie an und nahm die Peitsche vom Wagen.

Eine Magd kam von der Stadt hergelaufen: „Jod, dat ich Üch noch treffe,“ sagte sie, als sie herangekommen war, „mingen Här säht⁹⁾: et jitt Schnie, Ihr kut¹⁰⁾ nit hin met dene Saache — — sie sollen met der Jsenbahn hinjeschaffe wäde.“

Die Frau sah das Mädchen an und drehte sich dann langsam herum. „Nä — — die Saache sen mir üvverjevve¹¹⁾, sie sen opjelade on wäden nit mieh afjelade. Ech brengen sie hen noch vür däm Zog.“

„Wie wollt Ihr dat maache?“

⁵⁾ kommt. ⁶⁾ es gibt ⁷⁾ macht ⁸⁾ bleibt die Nacht ⁹⁾ mein Herr sagt ¹⁰⁾ kommt ¹¹⁾ übergeben.

„Dä Zog fährt en vier Stond av, on ech bruchen nit mieh als drei on en halv.“ Sie schlug mit der Peitsche, rief: „Jö!“ und der Wagen fuhr davon. Das Gesicht der Frau, sonst gutmütig und ein wenig traurig, weil sie eine Frau war, die Mann und fünf Kinder verloren hatte, zeigte einen hartnäckigen Ausdruck — alles Weiche trat zurück, das Gesicht bestand nur noch aus Knochen.

Die Frau schritt ein wenig schneller als sonst aus und sang leise vor sich hin — sie schwieg aber bald wieder, denn die Luft war so dick, daß es schwer war, die Brust dagegen zu heben. Der Griff der Peitsche war feucht, als ob er im Wasser gesteckt hätte. Und als der Wagen die niedere Höhe des Vorgebirgs erreicht hatte, hing er voll hunderter Wassertropfen — stand in den Wolken drin.

Während das Pferd verschnaufte, drehte sie sich nach der Stadt um. Sie sah gleich nach dem Bahnhof hin — brauchte ja nicht lange zu suchen, denn sie sah jedesmal, wenn sie hier oben stand, mit ihren scharfen Augen nach der langen grauen Glashalle unten, die dem Rücken einer Ratte ähnlich war. Sie sah auch nach dem Rhein hin. Auf dem Strom und neben dem Strom überall Rauch, Schornsteine, Maschinen — überall diese neue, fremde, gewalttätige Zeit. Unten waren die Männer, die mit dem Riemen um die Brust die Schiffe den Strom hinaufzogen, längst verschwunden, verschwunden wie die Wagen der Botenfrauen von allen Landstraßen — nur sie schritt noch, nur ihr Wagen knarrte noch dahin.

In derselben Sekunde blitzten da unten die Lichter auf. Eine feurige Linie, von schwarzen Punkten unterbrochen, zog vom Bahnhof aus. „Jod,“ sagte die Frau, „wenn ihr Licht maht, dann maachen ech och Licht.“ Sie zündete die Laterne an und stellte sie oben auf den Bock, so daß der Schein nach vorne über den Rücken des Pferdes fiel.

Sie sah, daß der Himmel plötzlich dick und gelb wie Erbsensuppe geworden war. Zugleich fuhr ihr ein kalter Luftzug durch die Ärmel und unten von den Röcken her an den Leib. „Wahrhaftig, et jitt Schnie“, sagte sie, ging wieder neben dem Pferd her und erklärte ihm, warum es heute schneller gehen müsse: „Sühs du wahl, mir mössen vür däm Zog da sen — jö! jö!“ Und da die Straße hier eben war, ging es auch wirklich flink dahin. Der Frau fuhr ein unwiderstehliches Freudengefühl in den Arm, sie hob die Peitsche und knallte ein über das andere Mal nach rechts und links über die Äcker hin.

„Et jitt Schnie!“ riefen die Leute im ersten Dorf.

„Ech wäden wahl dem bitzche Schnie fädig wäde!“ erwiderte sie und zog, ohne stehen zu bleiben, durch das Dorf hindurch. Überall hinter den Fenstern wurden die Lampen angezündet.

Wie schnell die Nacht kam, merkte die Frau.

„Et jitt Schnie — — blievt do!“ riefen die Leute im zweiten Dorf. Die Hunde hatten sich verkrochen und schlugen nur leise an, als der Wagen vorüberfuhr. Kein Strauch, kein Baum war mehr zu sehen. Nichts war mehr kenntlich, als was im Lichtschein der Laterne lag. Die Frau lachte vor sich hin in einer

merkwürdigen, erregten Freude, summt, knallte unentwegt mit der Peitsche, klopfte das Pferd und setzte ihre Füße rüstig immer einen vor den anderen. Dann kam der Wald. Er lag da wie etwas Ungeheures, das noch schwärzer in das andere Schwarz hineingelagert war.

Ohne Zögern schritt die Frau hinein. Sie nahm die Laterne in die Hand, um das Stück Straße, das jedesmal vor den Füßen des Pferdes lag, beleuchten zu können.

Immer dichter fielen die weißen Flocken in dem erhellten Streifen. Schon war die Erde weiß, wohin sie leuchtete.

Der Schnee war weich. Jeder Fuß, den die Frau niedersetzte, sank bis über die Knöchel ein und mußte wieder herausgezogen werden. Sie schraubte die Bremsklötze zurück, bis sie handbreit von den Rädern standen — — — aber immer wieder setzte sich Schnee dazwischen und hielt die Räder fest.

Das Pferd blieb stehen. Die Frau beleuchtete es und sah, wie sich der Dampf von seinem Fell löste. Sie band ihm die Laterne vorn am Zaumzeug fest, legte die Peitsche hin und ging hinter den Wagen, rief und schob. Und so ging es wieder weiter.

Auf ihrem Kopftuch, auf ihren Schultern, auf ihren Händen bildeten sich kleine Berge. Sie schob immer hinter dem Wagen. Sie fühlte Stiche in der Brust, die sich dann ausdehnten und ihr das ganze Innere zusammenschnürten. Aber was die Mühen anlangte, so dachte sie dabei nicht an sich, sondern nur an das Pferd. Mit zitternder Stimme, die durch eine wunde und entzündete Kehle hinaufkam und deshalb rau und wie gezackt klang, sprach sie auf das Tier ein. „Bes doch vernünftig! Et es jo nur för dat eene Maol — — — Mir mösse ja zoirsch do sen, mösse vür däm Zog do sen! Mir han et doch versproche!“

Sie konnte nicht mehr sprechen. Aber sie drückte die Brust gegen den Wagen und schob weiter, immer weiter.

Der Wagen fuhr so dicht am Rand der Straße, daß ihr Rock, vom Winde mitgenommen, gegen etwas Festes schlug. Sie fühlte und erkannte den Stein, der eine alte Inschrift trug und der nahe am Ausgang des Waldes stand. „Sühs de, Pitter¹²⁾ — — jetzt jeht et den Birg erunger! Dann sen mer doheem!“

Und wie um ihre Freude noch größer zu machen, hörte sie da draußen in der Nacht das Poltern des Zuges, der nun noch zur Stadt hinunter mußte und dann erst hinter der Frau herkommen konnte.

Plötzlich hatte die Frau ein Gefühl, als ob einer neben ihr hergehe, einer, der in der Nacht nicht zu sehen und auf dem Schnee nicht zu hören war. Sie hielt sich erschrocken am Karren fest und drehte den Kopf in der Richtung, streckte den Arm aus, griff aber nur ins Leere. Sie lachte über sich, aber es lag deutlich eine Schwere auf ihrer Brust, als ob die wenige Luft, die ihr die dichte Mauer des Schnees ließ, noch jemand mit ihr teile. Und dann legte sich etwas auf ihre Schulter, erst auf die eine, dann auf die andere — — es

¹²⁾ Siehst du, Peter.

konnten nur zwei Hände sein. Sie zitterte am ganzen Körper, ließ den Wagen los, lief mühsam neben dem Wagen her und griff mit den Händen nach dem Pferd, hastig, um etwas Lebendes, etwas Bekanntes bei sich zu haben. Das Pferd aber ging ruhig, mit regelmäßigem Heben der Beine daher. Es schien zu wissen, daß das Ziel bald erreicht und die größte Mühe vorbei sei. Und schon war das Seltsame auch wieder neben der Frau.

Mit großer Anstrengung rief sie: „Wer es dat do?“

Aber es war alles still und leer um sie. Sogar das Surren der Drähte war längst vom Schnee verschluckt.

Ach was! Wie kann sie so dumm sein? Es ist ja nur Einbildung, sie weiß es genau, es ist nichts.

Aber das Schwere, Lastende kam wieder. Sie fühlte es, was das war, das sich bei ihr angemeldet hatte. Stärker als der Schnee ist sie gewesen, aber was jetzt gekommen ist, das wird stärker sein als sie!

Sie konnte nicht mehr, sie drohte, in den Schnee zu sinken. Da nahm sie ihre letzte Kraft zusammen, hing sich an den Wagen, stemmte Ellenbogen und Knie hinauf, kroch an den Tisch und den Stühlen vorbei, wischte den Schnee vom Bock und fiel auf ihren Platz da oben, neben der Laterne. Sie band ihr Kopftuch um, nahm die Peitsche in die erstarrte Faust und saß so da, während der Wagen sich schneller fortbewegte. Denn das dritte Dorf kam in Sicht. Das Pferd setzte die Hufe schneller, es wieherte.

„Du häs Rächt, Pitter, ech sterve noch nit. Wir wolln zoirsch da sen!“ flüsterte sie. Und das Pferd wieherte und setzte unablässig Huf vor Huf

Der Wirt im letzten Dorf glaubte ein Geräusch gehört zu haben, stand vom Tisch auf, an dem er mit den Gästen saß, und ging auf die Straße hinaus.

Wirklich — — da draußen stand ein Wagen, „Wat — — Ihr? Kommt Ihr schon aovends zoröck?“

Als keine Antwort erfolgte, trat der Wirt vor den Bock, sah hinauf, griff mit dem Arm nach oben. „Macht doch dä Mond op!“¹³⁾

Er setzte, da er ein kleiner Mann war, den Fuß auf das Steigbrett, nahm die beschneite Laterne und leuchtete: da war nichts als ein Schneehaufen, spitz zulaufend, wie sie an den Seiten der Straßen zusammengekehrt werden. Nur unten sah ein Stück von einem blauen Rock heraus. Der Wirt warf den Schnee mit dem Arm weg und sah in das knöcherne Gesicht der toten Frau, das weiß wie der Schnee war.

Von weitem drang das stampfende Geräusch des Zuges her. Er kam schnell näher. Und als die Lokomotive zwischen den Lücken der Häuser vorbeifuhr, stieß sie einen gellenden Pfiff aus — — wie aus Zorn, daß der Wagen der Frau schon dastand.

Aber nun gehörte ihr die Straße allein, für immer. Der Dampf war Sieger geblieben.

¹³⁾ Macht doch den Mund auf!

3. Von der Zukunft des Verkehrs — ein Dichterstreit

Man darf wohl behaupten: kein echter Dichter ohne eine reiche Phantasie! Dank dieser Begabung vermag er weit lebendiger als andere Menschen das Vergangene zu vergegenwärtigen und sich und uns auch auszumalen, wie es in der Zukunft aussehen wird.

Da lag an einem schwülen Sommertag des Jahres 1845 der schwäbische Dichter Justinus Kerner bei Weinsberg in seinem Garten im Grase und lauschte — wie so oft — den Stimmen der Vögel und schaute nach dem zerfallenen Turm, in dem es nachts so heimlich-unheimlich zu spuken pflegte Die neue Zeit, die Zeit der schrillen Eisenbahnpfiffe, des qualmenden Dampfschiffs, des tickenden Morsetelegraphen wollte ihm gar nicht behagen; in Ulm und anderswo hatten tolle Schwärmer unter ungeheurem Zulauf ihrer Mitbürger gar schon zu fliegen versucht, zunächst Gott sei Dank noch vergeblich; aber wer weiß, was der Freund der Natur und der beschaulichen Poesie noch alles erleben wird?

Unter dem Himmel

Laß mich in Gras und Blumen liegen
und schaun dem blauen Himmel zu,
wie goldene Wolken ihn durchfliegen,
in ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stört dort oben
kein Dampfer und kein Segelschiff,
nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit,
in diesem stillen, sel'gen Raum,
denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
das Fliegen, der unsel'ge Traum.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
warum's so plötzlich dunkel sei,
erblick' ich einen Zug von Waren,
der an der Sonne schifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
such' nach dem Regenbogen keck,
ist es nicht Wasser, wie ich meine,
wurd' in der Luft ein Ölfaß leck.

Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
zum Himmel, eh' es ist zu spät,
wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
die Poesie still trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
träumt er von solchem Himmelsgraus,
er, den die Zeit, die dampfestolle,
schließt von der Erde lieblos aus.

JUSTINUS KERNER (1845)

Als in Zürich ein anderer Dichter, der jung und lebensfroh, weniger verträumt in die Welt schaute, dies Klagelied las, zuckte es ihm in den Fingern, sogleich zu antworten, natürlich in Versen.

Am liebsten freilich, wenn er's nur gekonnt hätte, wäre er in solch einen neumodischen Zug gestiegen, um sich von dem fauchenden Feuerdrachen davor im Eiltempo durch die Lande ziehen zu lassen.

In seiner Phantasie hat's gezündet: Steht nicht da auf der Wiese, durch die er eben fährt, der Weinsberger Sänger, wie ein Schäfer auf seinen Stab gestützt, und sieht ihm kopfschüttelnd nach? Er wird ihm winken Er soll sehen, daß auch die gewandelte Zeit dem Dichter genug Antrieb zum Schaffen gibt. . . .

Antwort an Justinus Kerner

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
doch zürne dem Genossen nicht,
wird ihm darob das Herz nicht bänger,
das, dir erwidern, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
noch lange nicht so graulich aus,
und manchmal scheint mir, daß das Werde!
ertön' erst recht dem Dichterhaus.

Ich grüße dich im Schäferkleide,
herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
trägt mich vorbei, die dunkle Heide
und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
von tollem Zauber kund dir tun,
das seh' ich durch die Elemente
in Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend glühn und sprühen,
stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
indes das Menschenkind zu blühen
und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
durchs Morgenrot käm' herangefahren —
wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
wohl über Bord, von Kränzen schwer,
und gösse langsam meinen Becher
hinab in das verlass'ne Meer.

GOTTFRIED KELLER (1845)